

Ende, Anfang.

End' ist Anfang, Anfang Ende,
In dem Kreislauf der Natur:
Folge ihrem ew'gen Geleise
Und sie fährt dich leise, leise
Immerdar zur Quelle nur.

Ist der laute Tag geschwunden,
Zut sich auf die stille Nacht:
Es erscheint aus goldenen Toren,
Schönheitsstrahlend, neugeboren,
Eines jungen Morgens Pracht.

Alles Weh im Menschenherzen,
Es verflücht sich noch in Lust:
Steht du an der Erde Grenzen,
Zieh dich mit Liebeskränzen
Selig an ihre Brust.

Wirke, strebe, hoffe, glaube,
Bist du anlangt in dem Port:
Folge jedem edlen Triebe,
Atme Schönheit, sende Liebe,
Menschlich göttlich, fort und fort.

Julius Vercht.

Am See.

Von Sautter.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Tag war sengend heiß wie seine Vorgänger, die Luft stand unbeweglich still, als dämmte sie eine gelimmsvolle Nacht, aber die eine, weiße Wolke auf der Schweizer Seite des Sees hatte ich nicht umsonst am Morgen beobachtet. Den Tag über hatte sie sich unmerklich aber stetig vergrößert, wie ich mehrere Male zufällig festgestellt hatte. Jetzt zog es sich an allen Ecken des Himmels dunkelgrau zusammen, daß ich mich wunderte, mit welcher Geschwindigkeit der freundliche blaue Himmel sich verdrängen ließ, und mir schien, als hätte die kleine, weiße Wolke um Hilfe gerufen, und ihre jüngerer Gesunde und Verwandte hätten eiligst einen gewaltigen truhigen Heeresbann aufgeboden, ihr zu helfen. Nun standen sie am Himmel und drohten auf die Erde herab. Die ähnte das nahe Unheil, lag da wie ein am Boden Gefesselter, der ängstlichen Augen zurückblickt nach dem Beinlager, den Beistand zu erwarten. Jetzt ging ein leiser Aufzug durch die Tannen und Buchen, hier und da wirbelte schwerfällig ein Blatt durch den Raum, die Krähen flogen laut schreiend über den Wald. — Da! ein kurzer heulender Windstoß, dann lag alles still. Aber jetzt folgte wieder einer, länger und unheimlicher, und nun entlud das schwarze Heer am Himmel seinen Grimm in einem tollen Unwetter, Blitz auf Blitz sauste herab, als wollten sie es einander zuvortun, die Donner brüllten wie hungrige Löwen und wollten sich nicht beruhigen, dazu ging ein heftiger Regen, mit Hagelkörnern untermischt, senkrecht nieder. Die Gewitter mußten an vielen Stellen zugleich wüten; denn am See sah ich es überall aufblitzen, über mir tobte es, und es schien mich weiter in das Württembergische hinein zu begleiten, wenigstens traf ich es überall an.

Mir wurde schwer und bange ums Herz. Gewitterangst kenne ich nicht, im Gegenteil betrachte ich solch ein wildes feuerpeinendes Unwetter mit rechter Freude, selbst wenn es über meinem Kopfe entbunden wird, und daß meine unruhigen Gedanken immer wieder voller Sorge zu dem geliebten Mädchen zurückkehren, dünkte mich keine genügende Erklärung für ein unheimliches beklemmendes Gefühl. Fast möchte ich, wenn ich mir alles überdenke, an Ahnungen glauben, befände mich damit übrigens in bester Gesellschaft; denn Cäsar und Napoleon beteten zu diesen falschen Göttern.

Als ich in der Garnison anlangte, hatte das Wetter nur wenig nachgelassen. Ich ging ins Kasino, um meine schweren Gedanken zu vergessen; denn ich vermutete dort eine lustige Gesellschaft. Richtig, da saßen ein halbes Duzend etwa, gute, trunkeste Freunde und Kameraden, tranken, rauchten, sangen, spielten Klavier und tanzten in ausgelassener Stimmung, darunter auch meine zwei Reisegefährten, die mich neugierig nach meinen Erlebnissen fragten. Ich begrüßte alle herzlich und lag dann das Blaue vom Himmel herunter, was mir ja nach Bedürfnis nicht schwer fällt. Meine Zuhörer hatten mit ihren geübten Nasen den Braten bald gerochen, und nach kurzer Zeit schrie einer: „Donnerwetter, lag doch nicht so!“ „Lag ihn doch, es wird schon noch besser kommen.“ sagte ein anderer, und ich erzählte, nur hier und da von einem Zwischenrufe unterbrochen, wenn ich gar zu dick auftrag. Dann gaben das kommende Geschichtschreiben und Räsonieren einen reichlichen Gesprächsstoff ab, alte und neue Erinnerungen wurden ausgekratzt, Vorgefetzte und Untergebene, alles mußte herhalten, um uns einen frohen Tag zu machen; die Lustigkeit schwoll an, wir lachten, daß die Tränen locker wurden, und ich vergaß mich, als hätte ich alles nur geträumt.

Die Nacht war hereingebrochen, als ich aufstand und mich entfernte. Ich stieg die Treppen vom Kasino in die tiefer gelegene Stadt hinunter, Himmel und Erde lagen gleichmäßig ruhig, der Mond schien freundlich und klar; das Unwetter hatte sich verzogen, wie es gekommen war, und wenn ich nicht an dem aufgeweichten Boden auf dem Straßendamme und die schweißlichen Pfützen die deutlichen Spuren des wütenden Wetters gesehen hätte, so wäre mir auch das wie ein Traum vorgekommen.

In meiner Wohnung fand ich alles in bester Ordnung, keidete mich behaglich aus und mußte lachen, wenn ich an die Stunden im Kasino dachte. Allmählich aber gewannen die Erinnerungen der letzten Tage wieder die Oberhand, die Sorge legte sich wie ein schwerer eiserner Ring, den man zusammenzieht, um mein Herz. Ein unbestimmtes quälendes Gefühl ließ mich nicht los und hielt lange den Schlaf fern von mir. Ich verbrachte eine traumsvwere Nacht; in der Erinnerung ist mir geblieben, daß ich mehrmals Ufriebes gellenden Ruf: „Konrad! Konrad!“ hörte, eine furchtbare Angst mich überkam und ich in größter Aufregung erwachte.

Am anderen Morgen ging es fort in das Barakkenlager. Das Wetter ließ sich gut an, angenehm, warm und frisch zugleich, der guten, alten Erde war das unwillige Sturzbad offenbar recht gut bekommen. Alles war froh und vergnügt; während der langen Fahrt vertrieben sich anfangs die anderen, die mit mir im Abteil saßen, die Zeit mit Kartenpielen; mein Widerspruch trug mir nur einige schändliche Bemerkungen ein. Dann unterhielt man sich allgemein, eine Erzählung jagte die andere, ein Witz den anderen, gut oder schlecht, blieb sich gleich. Da stritten sich wieder zwei im Scherz, die anderen hegten, und die ganze Gesellschaft lachte, kurz, es herrschte wie immer bei derartigen Gelegenheiten ein unbändiger Frohsinn, der die Herzen offen wie ein gutes Glas Wein.

Gegen sechs Uhr langten wir im Lager an, in dem schon das Grenadierregiment sich häuslich eingerichtet hatte, während die zu unserer Division gehörende Feldartilleriebrigade in den nächsten Tagen erwartet wurde; daher war es um die Raumerhältnisse verdammt schlecht bestellt, meine Kompanie zum Beispiel und einige andere noch lagen in Stalbarakden, die zwar manches zu wünschen übrig ließen, auch für einen bescheidenen Menschen, aber den großen Vorzug einer ausnahmsweise guten Luft gossen. Die Mannschaftsbetten lagen auf dem Boden, da wo sonst die Pferde standen, und ich lachte mit dem kleinen Fröh, der mit mir in derselben Kompanie stand, herzlich darüber, daß zu Häupten unserer Keris, der prächtigen schmerzleidrigen Bauernburschen, die sinnigsten Pferdenamen als: Jampa, Cloira, Bollur, Heze, Grete, Elisabeth usw. prangten.

Überall war man eifrig beschäftigt, sich so wohnlich als möglich einzurichten, du kennst die Geschichte ja. Ich lag mit dem kleinen Fröh zusammen in einer Stube in der Leutnantsbarade fünf. Wir ließen uns Feuer anzünden, packten aus und zogen uns um, wobei mir Fröh die schönsten Erlebnisse erzählte, die er mit hübschen, jungen Mädchen gehabt hatte. Er erzählte gut und lag ziemlich wenig, weshalb ich ihm aufmerksam zuhörte. Dann begaben wir uns ins Kasino, um zu Nacht zu essen.

Da wir unseren ersten Abend im Lager verbrachten, fand für unser Regiment noch kein gemeinschaftliches Essen statt. Wir begaben uns in das Speisezimmer, wo wir schon einige Kameraden antrafen, andere gesellten sich dazu, und bald war eine gemütliche Tafelrunde zusammen. Das allgemeine Gespräch drehte sich um den Raummangel im Lager, die meisten schimpften, daß wir eingesperrt wären wie Schweine und Schafe, und die Quartiermacher der Bataillone, drei ältere Leutnants, bekamen vieles zu hören, waren aber auch nicht faul zu antworten. Der älteste der drei rief schließlich zu den Schreibern gewandt: „Ich will Ihnen einmal etwas sagen. Das nächste Mal machen Sie Quartier, und wir spazieren bei der Truppe mit. Das ist mir schon lieber, als erst die Schinderei mit dem Liebernehmen und Verteilen der Baracken durchzulassen und nachher auch noch die Ohren voll Bollwürde zu kriegen. Ich nehme mir bloß meinen Schlafsaal mit, wenn einer von Ihnen Quartier macht, denn dann müssen wir tofischer auf dem nadtigen Boden schlafen.“ Die Angegriffenen riefen ihm stürmisch zu, und die meisten lachten, er ließ sich aber nicht beirren und setzte noch einige kräftige Bemerkungen dazu.

Mich verlangte eine Zeitung zu lesen, daher ging ich mit Fröh, der sich mir anschloß, in das Speisezimmer, wo einige Herren von unserem Regiment und einige Grenadiere saßen und lachten. Ich griff nach dem „Schwäbischen Merkur“, las den politischen Teil, der wenig bot, das mich hätte fesseln können, überflog gleichgültig die „unpolitischen Tagesereignisse“ und schloste mich eben an, die Zeitung wegzulegen, als mein Blick auf einer Nachricht vom 16. S., also von demselben Tage, „Friedrichshafen“ überschrieben, haften blieb. Da las ich folgendes:

„An dem gestrigen Tage ereignete sich hier ein tief bedauerlicher Unfall. Die einundzwanzigjährige Tochter des Kommerzienrates Brand aus Stuttgart, die hier mit ihren Eltern zur Erholung weilte, fuhr kurz vor Ausbruch des Gewitters allein in einem Rachen in den See hinaus, wurde von dem Unwetter überrascht und fand in den Wellen ihren Tod. Die Leiche ist schon geborgen.“

Während des Lesens packte mich ein wahnsinniger Schrecken, durch meinen Kopf zuckte es wie ein elektrischer Schlag, der sich dem ganzen Körper mittelte, mein Kopf schmerzte, als führen glühende Nadeln hindurch, und ich war im ersten Augenblick unfähig, auch nur einen vernünftigen Gedanken zu bilden. Gleichzeitig mußte ich auch wohl unwillkürlich irgendeine auffällige Bewegung gemacht haben; denn Fröh sah mich an und sagte: „Mensch, was fehlt dir? Du machst ja ein Gesicht hin wie ein Waldaff, der sich in die Brenneisen gesetzt hat.“ Nun blühten auch die anderen auf, und ich merkte, jetzt galt es sich zusammenzureihen: Gott verhüte, daß ich mein Gesicht zur Wetterfahne mache, daran jeder neugierige Schlingel die Windrichtung meines Herzens abliest.

Ich bezwang mich mit aller Gewalt, so daß ich äußerlich ganz ruhig wurde und antwortete dann: „Unfinn, Fröh, was du die wieder einbildest, der reinste Grillenfänger wie König Saul. Wenn mir übrigens schlecht würde, so dürftest du dich am wenigsten wundern, denn du rauchst ein ganz niederträchtiges Kraut. Bestell' du lieber für uns beide zwei tabellofe Zigarren, das ist gescheiter; dann ist uns beiden geholfen, mir wird nicht schlecht, und du brauchst dich nicht darüber aufzubalten.“ „Fällt mir gar nicht ein“, brummte Fröh und vertiefte sich wieder in seine Zeitung, desgleichen die anderen.

Eine qualvolle Viertelstunde, während deren es in mir schrie vor Schmerz, blieb ich noch sitzen, um jedem Argwohn zu begegnen; dann erhob ich mich und fragte Fröh, ob er mitginge. „Ich denke gar nicht daran“, sagte der und lachte, „der erste Abend im Lager will begossen sein, und wenn's noch so früh rausgeht am anderen Morgen. Bleib da, ich hab' mich schon mit ein paar anderen verabredet, es wird elend vergnügt.“ Ich schüttelte den Kopf und erwiderte, ich wäre müde. „Mit dir geht es auch stark bergab, nächstens fallen dir noch die Zähne raus“, lachte er; ich gab ihm die Hand, verbeugte mich vor den übrigen und schritt unserer Barade zu, bis ich auf die Zähne und stöhnte innerlich wieder und wieder: „Mein Herr Gott, Herr Gott, das kann nicht sein!“ Im Zimmer warf ich mich aufs Bett und weinte wider meinen besten Willen.

Der Anfall verzog sich bald, ohne übrigens die berühmte Erleichterung zu hinterlassen. Ich sägte mein Hirn klopfen und fieberte so, daß ich trotz aller Mühe meine Gedanken nicht zu zügeln vermochte. Wie eine tolle Jagd brausten sie unablässig denselben Weg dahin, der alle Erinnerungen mit Ufriebe miteinander verband, und wie schäumende Pferde, die mit zitternden Fianken am Ziele halten, blieben sie regelmäßig bei dem Augenblicke im Speisezimmer droben stehen, der mir ihren Tod meldete: dann ward mir jedesmal zumute, als müßte ich laut schreien. — Beruhige dich übrigens, ich habe wohlweislich meinen Mund gehalten.

Schlafen konnte ich nicht, hielt es aber für geraten, als ich den kleinen Fröh laut lärmend kommen hörte, mich schlafend zu stellen. Wie ich mir gedacht hatte, war er selig betrunken, lachte und pfeff süßvergnügt vor sich hin, schließlich fiel es ihm ein, auch einmal nach mir zu sehen; er zündete Licht an und trat an mein Bett. „Stahl“, rief er, „Stahl, alles Murmetier, Betthase, Siebenschiefer! Sperr' deine Augen auf und sag: Größ' Gott!“ Nun drehte er und schüttelte er sich auch noch, so daß ich notgedrungen wie schlaftrunken die Augen öffnete und alle Bewegungen nachahmte, die ein im Schlafe Geförter zu machen pflegt. „Kraheh! nicht so“, sagte ich, „und laß mich schlafen.“ „Ach was!“ erwiderte er, „das ist mir wurscht. Aber weißt du, was sie draben behaupten? Du hältst eine unglückliche Liebe.“ Er schüttelte sich vor Lachen und fuhr fort: „Kann gar nicht sein. Wie soll heututage ein anständiger Mensch eine Liebe haben und noch dazu eine unglückliche! Ich sage dir, Alter, laß sie laufen. Spud' auf die Weiber!“ Das war ein gefügiges Wort aus dem „Japfenstreich“, das damals im Regiment der Kunde machte. Nachdem Fröh diesen Trunpf ausgespielt hatte, verzog er sich und legte sich ins Bett, um bald zu schnarchen.

Erst gegen Morgen kam der Schlaf über mich, aber nur so kurz, daß ich eben einen Gschmack davon hatte, und der war bitter genug; denn in der kurzen Zeit sagte ein beängstigender Traum den anderen, so daß ich meinem Burschen innerlich herzlich dankte, als er mich weckte.

Die folgenden Wochen fielen mir schwer und stellten an meine Selbstbeherrschung große Anforderungen. Wir hatten reichlich Dienst, zehn Stunden und mehr waren keine Seltenheit, da gab es keine Zeit, eigenen, trüben Gedanken nachzuhängen, sondern nur ein tübles unerblittliches: Du mußt, dieses Muß, das dem deutschen Soldaten vom ersten Tage seiner Rekrutenzeit an durch Belehrung und Beispiel, durch beständig gesteigerte Anforderungen an seine Kräfte, durch Anerkennung rüchichtsloser Pflüchterfüllung und Bestrafung jeder Schlappeheit so eingepreßt wird, daß bei dem besseren und weitaus größten Teil unserer Soldaten dieses: „Ich muß“ sich allgemach und unmerklich in ein mußiges, freies: „Ich will“ verwandelt. Das ist der beste Teil unserer militärischen Erziehung, ich wenigstens habe erst als Soldat den Inhalt der „Pflicht“ auszuschöpfen gelernt.

Für mich war diese harte Notwendigkeit ein wahrer Segen; ich tat meinen Dienst wie sonst, bezwang und vergaß mich, so daß weder Vorgefetzte noch Kameraden etwas davon merkten, wie hundelend ich mich innerlich fühlte. Freilich, während der wenigen Augenblicke, die ich den Tag über mit mir allein war, härzten die trüben Gedanken gleich feindlichen Sturmkolonnen auf mich los, und ich erinnere mich gut, daß ich manches Mal, auf dem Bette liegend, meinen geladenen Revolver betrachtete, der vor mir auf dem Tische lag und von der Sonne geliebt wurde. Dann fühlte ich bei dem Anblick so etwas wie Liebe zu dem kleinen, dunklen Ding in mir erwachen, wenn ich bedachte, daß es mir binnen kürzester Frist den ganzen Schmutz, Leben wie Schmerzen, vom Halse schaffen könnte. Solche Empfindungen kamen und gingen aber wie Sternschnuppen in der Nacht, ernstlich und nachhaltig haben sich die Gedanken an Selbstmord nicht bei mir festgesetzt. Um so mehr dachte ich über mein zukünftiges Leben nach und fand nicht das geringste, was mich hätte freuen können, eine gähnende Deere füllte meine Seele aus.

Ich hätte nie geglaubt, daß das Leben für uns eine so vollkommene Wüste werden kann, bloß weil ein Mensch darausgegangen ist.

Du möchtest mir jetzt wohl einwerfen, ich habe mich bei der Geschichte reichlich geben lassen. Gewiß! Dahinter kam ich aber, Gott sei Dank, sehr bald selber, schämte mich meiner Schwäche und begann, mich aus dem Graben herauszuarbeiten, in den ich gefallen war. Anfangs tat ich schwer, rutschte mehrere Male aus auf halbem Wege und purzelte hinunter, schließlich ging es aber doch; denn ich ließ nicht nach, bis ich wieder den rechten, anständigen Boden unter den Füßen fühlte, auf dem ein ordentlicher Reel stehen muß; da fragst du nicht nach dir, denst nicht: wie geht es dir? Bist du glücklich oder unglücklich? sondern tuft deine Pflicht und Schuldigkeit, so gut du kannst, und lässest für das übrige den lieben Gott sorgen, der hilft, wo die Rot an den Mann geht.

Darüber habe ich das schöne, unglückliche Mädchen nicht vergessen; sie lebt in meiner Seele und soll keinem anderen Bilde weichen, ihr Leben war schwer wie ihr Tod; sie hat in ihren jungen Jahren gelitten und heiß gekämpft und so, wie sie es vermochte, gestiegt. Sie besah



Wider die Welt, Schlichter, Schlichter, Herr, Gott, und
weilte, würde sie mit ihrem lieben Vächeln sprechen: „Kon-
rad, das freut mich, daß du wegen meiner nicht jammere
und klagst.“

— Ende. —

Kunst des Lesens. |

Gute Bücher — durch sie treten wir mit all den
guten, großen Geistern unseres Volkes in seelische
Gemeinschaft. Mitten aus der lärmenden Raft und
dem Gewühl des Tages können wir auf Stunden
beiseite gehen und stille Feste des Geistes feiern,
an deren inneres Glück und seelischen Gewinn kein
noch so lauter Festesjubiläum reicht. Schöpf große
Gedanken, reine Empfindungen, klare Scharfen,
ein andächtiges Gemüt und sittliches Wollen aus
der Seele der großen, guten Geister, die Gott ge-
sendet hat! Das ist das Glück, daß man innerlich
reife, groß, gut werde. A. König.

Viele Bücher tugen bloß, zu zeigen, wie viel
Arwege es gibt, und wie arg man sich verlaufen
könnte, wenn man von ihnen sich leiten ließe.
Vom Schlichten kann man nie zu wenig und
das Gute nie zu oft lesen. Schopenhauer.

Viel Nachdenken über wenige, ganz gute Bü-
cher bringt vorwärts. Fifty.

Gesell' dich einem bessern zu,
daß mit ihm deine Kräfte ringen!
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.
Nüchtern!

Man liest viel zu viel geringe Sachen, wo-
mit man die Zeit verdirbt, und wovon man weiter
nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das
lesen, was man bewundert. Goethe.

Wie man sich im Schwäbischen grüßt.

Schwäbische Grüße sind von Götz von Ber-
lichingen her wegen ihrer verden Unmissverständ-
lichkeit etwas im Verruf. Im Grund ganz mit Un-
recht. Selbst nicht alle Schwaben werden einen
genauen Einblick darin haben, wieviel Gemüt der
schwäbische Bauer in seiner Art zu grüßen zeigt.
Freilich schlägt er dieses Gemüt nicht in sen-
timentaler Weise breit, sondern läßt es oft nur
behtingen und unbeschrieben geschwind durchblitzen.
Für den Städter gilt es als eine Plegelei,
einen ihm nicht vorgestellten Menschen anzurem-
peln. Umgekehrt der Landbewohner. Ihm ist es
eine unleidliche Hochmütigkeit, wenn eines an ihm
vorbeigeht, das ihm „d' Zeit et buir“ oder „de'
Grüß et vergonnit“. Welche Art des Verkehrs
menshlich höher steht, liegt auf der Hand. Dem
Bauer ist jeder als Mensch, ob hoch oder nieder,
es wert, ihm dieses kleine Zeichen menschlicher An-
erkennung, den Gruß, zu widmen. Wieviel das
wert ist, empfindet auch der Städter, wenn ihm
etwa in langer, einsamer Nacht- oder Waldwänder-
ung, so ein gemüthliches „Grüß Gott“ oder „Gu-
ten Abend“ aus Ohr bringt.

Schon dieses „Grüß Gott“ ist ja viel wärmer
und herzlicher als ein hingeschmurrtes „u Tag“
oder „u Morjen“. Auffallen kann dem Städter,
daß der Landbewohner schon von 12 Uhr mit-
tags an mit „Gnuten Obab“ grüßt. Von besonders
heimelig-festerlichem Klang ist dieser Gruß, wenn
er in katholischen Ortschaften, nach dem stillen Ge-
bet während des Abendlätens unter den Gliedern
einer Tischgesellschaft zur offiziellen Eröffnung der
Abendstunde gewechselt wird. Kehulich feierlich wie
der leider auch in katholischen Gegenden mehr und
mehr abkommende Gruß: „Gelobt sei Jesus Chris-
tus“, was der Begrüßte mit „In Ewigkeit,
amen“ erwidert.

Zellen und meist nur Fremden gegenüber be-
grüßt sich aber der Bauer beim Gruß mit Nennung
der Tageszeit. Viel häufiger hat der gemüthliche
Schwabe das Bedürfnis, sich beim Grüßen nach
der Arbeit des Begrüßten zu erkundigen. Und zwar
nicht mit jenem entsehrlich bedeutungs- und ge-
dankenlos „Wie geths?“ des sog. Gebildeten, bei
dem man schon am Ton der Frage merkt, daß es
dem Frager entsehrlich wurst ist, wie es dem Ge-
fragten geht, sondern in seiner Spezialisierung
fragt der Schwabe nach der augenblicklichen Tätig-
keit des Begrüßten und ihrem Erfolg. So fragt
man Mähende oder Schneidende: „Haut's“ oder:
„Schneid't's?“ oder: „Zeit's aus?“ oder: „Send'e
fleißig?“ Holzspaltende: „Späld't's dir?“ Ruhende:
„Zur's a' so?“, worauf der Angeredete antwortet:
„Jo“, oder: „A' b'hle!“ oder etwa auch: „s tuat's!“
oder: „S' ist besser sei!“ Die bequemste und
kürzeste Art dieses Grußes in Form des Zwies-
sprächs ist es, wenn der Begegnende die Tätigkeit
des zu Grüßenden in seigendem Ton nennt, z. B.:
„Wöltler's haus?“ oder: „Rist fähra?“ oder:
„Ebitre raus' doa?“ usw., worauf der Begrüßte
einfach: „Jo!“ entgegen. Nach dem Mittagessen
fragt man Begegnende gern: „Gent'e gessa?“ Die
stehende Antwort darauf: „Jo, Gott Lob!“ klingt
wie ein kleines Dankgebet. Essende grüßt man mit:

„Gott dank d'r!“ oder: „Groß Dank!“ oder:
„Witt au' mithalte?“ Ein sädtisches: „Guten Appe-
tit!“ oder: „Schmedt's?“ schlägt der Bauer gern
wichtig mit einem: „M'r schmedet 'et lang!“ hin,
weil ja der Schwabe nicht mit der Zunge, son-
dern mit der Nase schmedt. Wer sich abends nicht
von der Arbeit trennen kann, wird mit einem
wohlgemeinten: „Machet an' Feierob'd!“ oder: „No'
'et Feierob'd?“ zur Ruhe gemahnt. Meist gibt
der Aufgeforderte zurück: „Jo, gatz' bald!“ oder:
„Osei' voll!“ Zu solchen, die schon soweit sind,
sagt das Begegnende: „Schau' Feierob'd g'macht?“
oder einfach: „Feierob'd?“, worauf der Angere-
dete mit der Gegenfrage: „Jo, ihr au'?“ erwidert.
Eine schöne Antwort auf den Gutenachtsgruß:
„Gut Nacht; schlafet wohl!“ ist: „Wann's Gott's
Will' ist: — Ihr au'!“

Freilich kann auch diese herzliche Art zu grüßen
zur gebantenlosen Formel werden. So wenn im
fränkischen aus dem Schönen: „G'heng Gott!“ ein
konventionelles: „Wünsch, was der Brauch is!“ ge-
worden ist. Aber im Ganzen wird diese Ge-
wohnheit, mit dem Begegnenden ein kleines Ge-
spräch anzuknüpfen, in dem man Anteilnahme an
seiner Arbeit zeigt, ein eigenartiges Kleinod von
edlem Menschheitswert in der Welt unseres Bauern-
tums genannt werden dürfen, das hoffentlich nie
von der gleichmachenden Kultur von heute weg-
geschwemmt wird. Dr. R. R.

Vermischtes.

§ Ein Mann, der sich nicht leren kann. Die Szene,
die der Pariser Korrespondent der „Gazetta di Venezia“
erzählt, und die sich vor nicht allzu langer Zeit in der
Seinstadt abgespielt haben soll, führt in den Kassenraum
des Rothschild'schen Bankhauses in Paris. Es herrscht die
weihvolle Stille, die man immer an solchem Orte trifft;
mit lässiger Gebärde und verbläffender Sicherheit zählt der
Hauptkassier den harrenden Klienten die Tausendfranken-
Scheine auf des marmorne Jochbrett. Der Zufall will,
daß einer der Rothschild's durch den Kassenraum kommt;
die Zigarre zwischen den Lippen bleibt er einen Augenblick
ein paar Schritte von dem Hauptkassierer entfernt stehen
und beobachtet mit nachdenklichem Interesse die fabelhafte
Fingerfertigkeit, mit der der Kassierer die Scheine zählt. Da
tritt plötzlich ein Herr, einen Bündel Tausendfranken-Scheine
noch in der Hand an den Schalter:

„Herr Kassierer, Sie haben sich um 1000 Fr. geirrt!“
„Ausgeschossen!“ erklärt der Kassierer, und weist einen
nerodischen Blick auf den hinter ihm stehenden Chef.

„Doch, Sie haben sich geirrt, Sie haben mir statt zehn-
tausend Fr. ein gegeben.“

„Unmöglich!“ wiederholte sichtlich nerodisch der Kassierer.
Der Fremde streckte ihm den Tausendfranken-Schein ent-
gegen.

„Doch, dies war zuviel.“
Der Kassierer streckte schon die Hand aus, da mischte sich
der Baron ein und erklärte kalt: „Der Kassierer von Roth-
schild kann sich nicht irren!“ und weist den Schein zurück.
Der Fremde zuckt die Achseln und steckt den Schein ein:
und eine Minute später herrscht wieder die gleiche geschäft-
liche Stille.

§ Das Renntier stirbt aus. Aus Kristiania wird be-
richtet: Der Loppenvogel Staat hat der norwegischen Regie-
rung einen Bericht über die Renntierzucht der Lappen
im verflorenen Jahre eingereicht. Darin betont er, daß das
Aussterben der Renntiere nur noch eine Frage der Zeit
sei, wofür nicht eine schleunige Hebung der Renntierzucht
eventuell durch gesetzliche Maßnahmen erfolge. Die Zahl
der Renntiere, die Ende 1912 noch 20 348 betrug, ist jetzt
auf 25 761 herabgefallen. Der Loppenvogel führt die Ver-
minderung der Renntierzahl hauptsächlich auf den allmählichen
Uebergang der sogenannten Rennlappen zu Fischerlappen
begn. Vetterlappen zurück. Der Lappe gibt nämlich unter
dem Einfluß der ihm gebrauchten Kultur das Nomadenleben
auf, er wird sesshaft und siedelt sich in wirtlicheren
Gegenden an, als es die sind, in denen er früher mit seinen
Renntierherden herumzog. Besonders akut ist die Renntier-
frage in dem Osterlund-Lehen geworden. Vogt Staat be-
fürwortet, daß die norwegische Regierung Schritt tue, um
die jetzt noch existierende Rennlappenbevölkerung zu erhalten.

§ Ein Heilmittel gegen Verbrennungen. Als ein vor-
treffliches Heilmittel gegen Verbrennungen wird in der
„Münchener Medizinischen Wochenschrift“ von Dr. Bam-
berger (Küffingen) die gewöhnliche Soda empfohlen, wie sie
in jedem Haushalt vorhanden ist. Die Anwendungsweise ist
sehr einfach: man nimmt einen Kristall Soda, taucht ihn in
Wasser und bestreicht die verbrannte Stelle einigmal. Die
Wirkung ist frappierend, der Schmerz hört nach kürzester Zeit,
oft momentan auf. Gelegenheit, sie zu prüfen, hatte Dr.
Bamberger nur nach Verbrennungen ersten Grades. Bei
Verbrennungen zweiten und dritten Grades empfiehlt er,
Kompressen mit zehnprozentiger Sodabildung aufzulegen; auch
als Zusatz zum permanenten Wasserbade wäre sie zu ver-
suchen. Rechtzeitig, das heißt sofort angewandt, scheint die
Soda sogar die Blasenbildung zu verhüten; in
einem Falle wenigstens blieb die mit Sicherheit erwartete
Blase nach Verbrühung der Hand mit heißem, eben vom
Herde weggenommenen Fette aus. Wie diese Wirkung zu-
standekommt, vermag Dr. Bamberger ebenso wenig anzu-
geben wie den Namen des Autors, der sie zuerst empfohlen hat;
der genannte Arzt kennt das Mittel vom Österrischen.

§ Wieviel Champagner wird in Deutschland ge-
trunken? Außer den bekannten Champagner-Gezeiten am
Rhein gibt es auch Sekt-Fabriken in Süddeutschland, in der
Raumberger Saale-Gegend und in Schlesia. Im allge-
meinen kann man sagen, daß der deutsche Schaumwein eine

weit respectable Produktionshöhe erklommen hat, so daß das
französische Ereignis keinen Anlaß hat, auf ihn herabzu-
sehen. Nach der Reichssteuer von 1909 zählt die Flasche
1, 2, 3 Mark. Der Umsatz betrug etwas über elf Millionen
Flaschen im Jahr zum niedrigsten Steuerjahr, rund 12 000
Flaschen zum Sage von 2 M. und noch nicht 500 Flaschen
zum Sage von 3 M. Dazu kommt dann noch die fran-
zösische Sekt-Einfuhr, die in Anbetracht der deutschen Qualität
viel von ihrer Summe verloren hat. Mag mancher den
Champagner-Konsum für höher gehalten haben, immerhin
ist er für die schlechten Zeiten beträchtlich genug.

§ Eine Blücher-Anekdote. Ende des Jahres 1813, als
der „Alte Blücher“ sich in der Gegend von Wiesbaden auf-
hielt, besuchte er das dortige Ruchaus, um sein Glück am
Spieltisch zu versuchen. Es fanden sich viele Neugierige ein,
die den Tisch umstanden und Blücher beobachteten. Der alte
Herr ärgerte sich darüber; er stand auf, sah sich im Kreise
um und fragte:

„Kann mir hier einer 1000 Taler borngen?“

Es meldet sich keiner zu dieser Frage, worauf Blücher
mit einer entsprechenden Handbewegung nach der Runde
bemerkte:

„Is mich das eene lumpigte Girlande.“

Der Kreis von Zuschauern verzog sich.

§ Fräulein „Süße Blüte“. Ein chinesisches Mädchen
bekommt nicht einen festen Namen, den sie dann für den
Rest ihrer Tage trägt, sondern in den Benennungen der
jungen Damen im himmlischen Reich drückt sich eine große
und symbolische Vielfältigkeit aus. Ein zärtlicher Vater nennt
z. B. sein Baby „Mondstrahl“. Ist die Kleine etwas größer,
dann nennt sie die Mutter „Kleine Taube“, während ihre
Geschwister sie einfach „Schwesterchen“ rufen, Besucher mit
„Hausdächterchen“ anreden und die Diener ihre Achtung durch
die Anebe „Kleines Fräulein“ ausdrücken. Blumenamen
sind sehr beliebt, und da die Orchidee bei den Chinesen das
Sinnbild des höchsten Duftes und der größten Zartheit ist,
findet man sehr viele Mädchennamen, in denen diese köstliche
Blume vorkommt. „Schöne Blume“ oder „Süße Blüte“ sind
ebenfalls Bezeichnungen, die jungen Damen mit Vorliebe als
Namen beigelegt werden. Wie hier die Schönheit in den
Vordergrund tritt, so spielt der Charakter die Hauptrolle in
Namen wie „Reines Herz“, „Frieden und Bescheidenheit“,
„Tugend und Schönheit“, „Bescheidenheit gepaart mit Fleiß“,
„Treue“, „Wahrheit“ und was es sonst noch an Tugenden
gibt, wird zur Benennung des schönen Geschlechtes verschwendet.
Andere Namen sagen überhaupt über die Trägerin nichts aus,
wie z. B. der Namen „Wangpan“, der bedeutet: ein Mädchen,
das keinen Bruder besitzt, sich aber einen wünscht. Wird
ein Sohn in der Familie geboren, dann wird Wangpan ein-
fach umgetauft.

§ Der weibliche Backenbart — die neueste Mode.
Witke Kubart in schreibt aus Paris: „Die neueste Mode
ist jetzt hier, daß die Damen Backenbärte tragen. Schon
vor mehreren Wochen kündeten einige Zeitungen so etwas
an, und bei der Generalprobe des Vaudeville-Theaters, wo
das Allerfeinste immer zuerst gezeigt wird, konnte man diese
interessante neue Erscheinung beobachten. Fast alle Theater-
besucherinnen hatten ihr braunes oder blondes Haar so an-
geordnet, daß vor dem Ohr eine große Strähne die Backe
entlang herunterhing. Bei einigen bedeckte diese Strähne
die halbe Backe, und das war dann ein ganz richtiger Ko-
telettenbart, wie er vor langen Jahrzehnten einmal Mode ge-
wesen war, allerdings damals bei den Männern. Diese
neue Tracht sieht sehr lieblich und reizend aus und es liegt
kein Grund vor, sich darüber zu ärgern oder zu wundern.
Schließlich muß man sich sagen, daß den Damen, die nun
mit allen Moden und Einfällen so allmählich rund herum
sind, nichts mehr anderes übrig bleibt, als einmal auch
Backenbärte zu tragen. Aufstimmige, vergoldete Fingerringe
und künstliche Gesichtswangen hatten wir ja bereits; die
Damen tragen Culs de Paris, Schinkenrömel und Glocen-
röcke: sie zogen den Bauch ein und streckten ihn wieder vor;
sie trugen die Haare hoch in einem Lockenturm oder platt
angelegt, wie die gute Cleo de Medoce gelehrt hatte; sie
führten als Haarschmuck lebendige Schmetterlinge mit sich
herum und lebendige Schildekröten, die an einem silbernen Ket-
ten befesigt waren; und in der Markuskirche von Venedig sah
ich einmal eine junge Engländerin, die trug auf ihrer schönen
Schulter einen jener spinauigen Halbaffen, die von den
Zoologen Nasis oder Lemuren genannt werden. All das
erkennen die Damen, um uns Männern merkwürdiger und
liebenswürdiger zu erscheinen. Warum sollen wir die hold-
seligen Geschöpfe hindern, Backenbärte zu tragen, wenn sie
wirklich glauben, daß sie dadurch begehrenswerter werden?“

Verantwortlicher Redakteur: Ludwig Laul.

Druck und Verlag der W. Meier'schen Buchdruckerei, Altenfeld.

Viele Millionen

Docher werden alljährlich an der nordöstlichen Küste
gefangen, die besten bei den Loheten-Inseln. Nur drei
allerfeinste Loheten-Bebraten wird zu Scott's Emulsion

Scott's Emulsion

Verwendet man dem Scott'schen Verfah-
ren unterzogen, auf welchem der Greiß
des Polarisations beruht. Scott's Emul-
sion schmeckt angenehm, Geruch und Ge-
schmack des Trankes sind völlig gelöst.
Cottrell, v. 2. - Berlin 1904. - 1000
1000, unterzeichnete, auf 4. 5. unterzogen
Berlin, 1904. - 1904. - 1904. - 1904.
1904. - 1904. - 1904. - 1904.
1904. - 1904. - 1904. - 1904.